

# Illustriertes Unterhaltungs- Blatt

Bromberg, Sonntag, den 26. Mai.



Pfingstspaziergang.

## — ❖ — Pfingsten. — ❖ —

In feierlichem Schweigen ruht der Wald,  
Des Geistes Offenbarung still zu lauschen;  
Von fern das festgeläut der Glocken hallt,  
Und leise über mir die Wipfel rauschen.

Die Birken tragen heut' ein mailich Kleid,  
Und Sonnenlichter durch die Zweige brechen,  
Und in der grünen Waldeseinsamkeit  
Hör' ich den Geist mit Feuerzungen sprechen.

Hier lerne jedes Wunder ich versteh'n,  
Wo alle Frühlingswunder sich entschleiern,  
Hier fühle ich des Geistes Odem weh'n,  
Hier will ich heute betend Pfingsten feiern.

Vilma Keller.

## — ❖ — Fräulein Wahrendorf. — ❖ —

[Fortsetzung.]

Novelle von R. Litten.

[Nachdruck verboten.]

Es entging Herrn Doktor Tramm, daß Fräulein Wahrendorf kein Wort der Entgegnung fand, sondern wieder mit ihren ernststen Augen durch die Zweige der blühenden Kamelie, welche vor ihr auf der Tafel stand, nach dem Nachbar ihrer Cousine schaute. — Nach dem opulenten Mahle begann der Tanz, der bis tief in die Nacht hinein dauerte, und bei welchem Edith Wahrendorf an sich selbst die alte Erfahrung bestätigte fand, daß man sich inmitten vieler Menschen genau so vereinsamt fühlen kann, wie auf einer öden, menschenleeren Insel. Fast that es ihr leid, daß sie hierher gekommen war. Hier in der Atmosphäre von Glück und Jugend, welche sie umgab, unter der geschmückten, frohen, sich nach den lockenden Tönen der Musik in Paaren wiegenden Menge, was sie angestrengte Thätigkeit fast vergessen gemacht, hier kam es ihr aufs neue zum Bewußtsein, daß sie ein Stiefkind des Glücks, daß ihr Leben arm, vereinsamt, freudlos sei.

„Warum ging ich hierher?“ grübelte sie. „Wer verurteilt ist, sein Leben im Schatten zu verbringen, soll nicht den Sonnenschein aufsuchen, ihn friert es dann später desto mehr.“

Noch eine Weile sah sie mechanisch den kunstvollen Touren einer Quadrille zu, dann erhob sie sich, um den Saal zu verlassen. Ihre Zuschauerrolle, ihre Gedanken hatten sie müde gemacht, sie sehnte sich nach ihrem stillen Stübchen. Sie sah sich nach der Frau des Hauses um, um ihr Lebewohl zu sagen; doch obgleich sie die lange Seidenschleppe von der Farbe alten Goldes an der gegenüberliegenden Saalwand schillern sah, blieb sie auf halbem Wege stehen. Wozu eine Form erfüllen, die in diesem Falle völlig überflüssig war? Man würde sie nicht vermissen und ihr lautloses Verschwinden ganz in der Ordnung finden. Dem Onkel hätte sie freilich gern ein Wort des

Abschieds gesagt, aber er war nicht sichtbar und im Spielzimmer, wo sie ihn vermutete, konnte sie ihn doch unmöglich aufsuchen. Um so lieber war es ihr, als sie im langen, ihre Gestalt verhüllenden Mantel, ein wärmendes Tuch einfach um den Kopf geschlagen, aus dem Garderobezimmer tretend, im Korridor den Gesuchten erblickte. Er war im Gespräch mit einem hochgewachsenen Herrn, der ihm soeben abschiednehmend die Hand schüttelte.

„Ihrer Frau Gemahlin mache ich in nächster Zeit meine Aufwartung, Herr Kollege,“ schlug eine tiefe, wohl lautende Stimme an Ediths Ohr. „Bitte, suchen Sie mich bis dahin bei Ihren Damen ein wenig weißzubrennen, wenn mein heimliches Verschwinden ihnen unhöflicher erscheinen sollte, als es in der That ist. Ich wollte eben durch meinen Ausbruch keine, wenn auch noch so kleine Störung verursachen.“

Der Sanitätsrat, der augenscheinlich in etwas animierter Stimmung war, lachte.

„Ich verdanke es Ihnen keineswegs, wenn Sie sich drücken, Professor. Wäre ich nicht zufällig Hausherr hier, wer weiß, was ich —“

Er unterbrach sich, er hatte aufschauend die kleine verummte Gestalt bemerkt, welche sich still im Hintergrund des Korridors hielt.

„Wen haben wir denn da? Ach, Edith, Du, und im Begriff zu streifen wie hier der Professor? Aber allein kannst Du doch nicht gehen, hast Du Jemand von der Dienerschaft benachrichtigt?“

„Ich war eben im Begriff es zu thun, lieber Onkel. Bitte, lasse Dich meinewegen nicht hören.“

Sie wollte mit leichter Verneigung gegen die Herren weitergehen, doch Doktor Möllner hielt ihre Hand fest. „Halt, Kind, da fällt mir etwas ein, Herr Professor Hallervorden hier — man hat Sie natürlich mit meiner Nichte, Fräulein Wahrendorf, bekannt gemacht, lieber Professor — hat denselben Weg wie Du und nimm Dich gewiß bis zu Deiner Wohnung gern in seinen Schutz. Mir jedenfalls angenehmer, als Dich einem der Diener anvertrauen zu müssen. Sie gehen doch geraden Weges nach Hause, Herr Professor, sonst freilich —“

Der Angeredete verbeugte sich mit weltmännischer Höflichkeit vor der Nichte seines Wirtes.

„Wenn das gnädige Fräulein meine Begleitung anzunehmen geneigt ist, soll es mir eine Ehre sein.“

„Ich wäre Ihnen dankbar,“ sagte Edith einfach, und ein paar Minuten später hatten beide den warmen, von einer roten Ampel matt erleuchteten Raum verlassen und betreten die Straße. Das neue Jahr hatte sich in verdrießlicher Laune eingeführt, dicke Flocken fielen vom Himmel und wurden von einem eisigen Wind den in die Nacht Hinaustretenden ins Gesicht gewirbelt.

Zuerst suchten sie jeder für sich gegen die Unbill des Wetters anzukämpfen, doch schon nach ein paar Schritten blieb Professor Hallervorden lachend stehen.

„Bitte, Ihren Arm, mein gnädiges Fräulein, sonst entführt Sie wahrhaftig dieser abscheuliche Nordwind von meiner Seite und Ihr Herr Onkel hat Recht, wenn er mir für die Zukunft sein schätzbares Vertrauen entzieht.“ Sie gehorchte ein wenig zögernd, und er meinte nach einigen Schritten gemeinsamen Wanderns:

„Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, gnädiges Fräulein, daß ich von Ihrer Anwesenheit beim heutigen Feste keine Ahnung hatte, Ihren Namen vorhin von Ihrem Oheim zum ersten Male hörte. Aber es ist wiederum erklärlich und vielleicht auch verzeihlich. Ich konnte leider erst spät erscheinen, erst in dem Moment, als man zur Tafel ging, und später unter den Tänzerinnen konnte ich Sie auch nicht bemerken, da ich als Nichttänzer mich nur für wenige Minuten im Saale aufgehalten habe.“

Edith Wahrendorf lachte ihr leises, melodisches Lachen.

„Das wäre Ihnen auch nicht gelungen, Herr Professor, und wenn Sie mit größter Aufmerksamkeit jeden Walzer, jede Quadrille verfolgt hätten.“

„Sie sprechen in Rätseln, gnädiges Fräulein. Eine junge Dame und den Tanz nicht lieben? Wollen Sie mich das etwa glauben machen?“

„Von einer jungen Dame wäre das in der That wunderbar,“ sagte sie in ihrer schlichten, natürlichen Weise. „Und sicher ein großer Ausnahmefall. Ich habe zwar sehr früh mit meiner Jugend abschließen müssen, eigentlich schon mit sechzehn Jahren, als meine Mutter starb, aber ich erinnere mich noch heute, wo fast ebenso viele Jahre vergangen sind, des Entzückens, welches die Vereinigung von Musik, eines lustigen Kleides und — eines flotten Tänzers in meinem Herzen zu erregen pflegte.“

Der Professor schwieg einen Augenblick und schaute durch die wirbelnden Flocken aufmerksam auf seine Begleiterin, deren

Arm leicht den seinigen berührte. Dann nahm er das Gespräch wieder auf.

„Sie sind noch nicht lange in dieser Stadt?“ fragte er. „Ich habe nie von Ihnen und den Ihrigen gehört.“

„Ich bin Waise, Herr Professor, und erst seit kurzem hier heimisch.“

„Hoffentlich aber bereits mit dem Herzen. Es gefällt Ihnen bei uns, wenn ich mir die Frage gestatten darf.“

„Ich danke Ihnen. Ich habe ein Feld für meine Thätigkeit — eine kleine Fertigkeit im Malen und Zeichnen — gefunden und somit Ursache dankbar und zufrieden zu sein.“

„Ah, Sie stehen im Dienste der bildenden Kunst! Da freilich hatten Sie, auch ohne zu tanzen, Genuß vom heutigen Abend. Für Maleraugen muß derselbe ja ein doppeltes Fest gewesen sein. Welcher von unseren Schönheiten erkannten Sie denn den Preis zu?“

„Meiner Cousine Irene,“ gestand sie mit aufrichtiger Begeisterung. „Ich muß gestehen, ich habe nie eine so vollkommen schöne, fast möchte ich sagen, blendende Erscheinung gesehen, wie die ihrige am heutigen Abend.“

„Ja, die Natur war in ihrer Gebelaine, als sie Fräulein Möllner schuf,“ bestätigte der Professor. „Sie ist in der That blendend.“

Dann nach einer Minute des Schweigens fuhr er fort: „Die Damen sind natürlich viel zusammen; Ihre Cousine ist bemüht, Ihnen die neue Heimat vertraut und Sie die alte, mit dem, was Sie an Freuden dort ließen, vergessen zu machen.“

Edith schwieg einen Moment, dann sagte sie: „Ihre Annahme eines vertrauten Verkehrs zwischen Irene und mir trifft doch nicht so ganz zu, Herr Professor. Und das aus sehr nahe liegenden Gründen. Meine Cousine ist jung und schön, behütet von Elternliebe, hat also das natürlichste Anrecht auf Freude und Glück; ich dagegen habe von beiden nicht mehr viel zu hoffen, mein Leben gehört einzig und allein meiner Thätigkeit. So repräsentieren wir denn völlige Gegenätze und finden wohl schwerlich einen Punkt, wo sich unsere Beziehungen zu voller Harmonie vereinigen lassen.“

Die Antwort des Professors war nicht hörbar, man mußte eine Straßenecke passieren, und das immer stärkere Säusen des Windes verschlang jeden Laut. Noch einige Minuten, und Edith blieb vor einem Hause, welches eine daran befestigte Gaslaterne flackernd beleuchtete, stehend und zog ihren Arm aus dem des Begleiters.

„Ich bin am Ziel, Herr Professor. Schönsten Dank und — wir stehen ja an der Schwelle eines neuen Jahres — frohes, segensreiches Wirken auch in diesem Jahre!“

Er verbeugte sich dankend. „Auch Ihnen ein frohes Jahr, Fräulein Wahrendorf! Ein Jahr, welches alles nachholt, was seine Vorgänger etwa verabsäumt, und an dessen Ende Sie weniger ernst zu sprechen vermögen, als Sie am Anfang desselben gethan.“

Edith lachte wieder leise. „That ich das, Herr Professor? Nun, da sehen Sie selbst, wie pedantisch ich bin, und wie wenig erfreulich ein Verkehr mit mir.“

Professor Hallervorden hatte die Hausthür geöffnet, den Schlüssel von innen ins Schloß gesteckt, nun reichte er ihr die Hand.

„Und doch, gnädiges Fräulein, spreche ich gern die Hoffnung aus: Auf baldiges Wiedersehen!“

Sie antwortete nicht darauf, sondern neigte nur leise das verhüllte, mit dichten Schneeflocken bestreute Köpfchen. Er sah noch zu, wie sie ins Haus schlüpfte, hörte den Schlüssel im Schloß knirschen und ging dann seines Weges weiter. Die Schneeflocken wirbelten ihm mit erneuter Heftigkeit ins Gesicht, aber er achtete nicht darauf, sondern schritt in tiefem Sinnen die Straße hinunter.

„Werkwürdiges, kleines Frauenzimmer,“ murmelte er dabei.

„Die Erste, die von ihrem Alter — von dem doch jede Frau nach dreißig Jahren gern ein Jahrzehnt ableugnet — wie von einer natürlichen Sache spricht, und die die Schönheit einer anderen neidlos anerkennt. Sie wäre wirklich in stande, meine längst feststehende Meinung über ihr Geschlecht gründlich zu erschüttern. Und wie schlicht und verständig sie spricht, ohne eine Spur von Phrasenwerk und Kotetterie. Und wie allerliebste ihr Lachen!“

Vor einem großen, stattlichen Hause blieb er stehen, öffnete die Thür und schritt eine mit weichen Teppichen belegte Treppe hinan. In seinem mit höchster Behaglichkeit eingerichteten Wohnzimmer empfing ihn wohlthuende Wärme und das gedämpfte Licht einer verhüllten Lampe. Auf einen Druck an dem Knopf einer elektrischen Klingel erschien ein ältlicher Diener, warf aus einem zierlichen Behälter einige Scheite Holz auf die noch leuchtenden Kohlen des Kamins, half seinem Herrn aus dem Tract in einen bequemen, dunkelroten Schlafrock, entzündete die

Spirituslampe unter dem blizenden kleinen Samovar, welcher auf dem Tische vor dem Eckdivan stand, und verschwand lautlos. Professor Hallervorden lehnte sich behaglich in die Ecke des weichen Divans, ergriff eine der Broschüren, die aufgeschichtet auf dem Tische lagen, und begann aufmerksam zu lesen. Doch plötzlich, der Dampf des sich erheizenden Wassers ließ soeben den silbernen Deckel der kleinen Theemaschine leise klirren, warf er das Heft so achtlos auf den Tisch, daß einige der losen Blätter hinunter auf den Tisch flatterten.

An ein Glas heißen Thees vor dem Schlafengehen wird sie natürlich nicht denken, obgleich es gewiß kalt genug in ihrem Zimmer ist, viel zu kalt nach solcher Wanderung durch den Schneesturm. Unvernünftiges Volk, diese Weiber! rief er so laut, daß Joso, der bunte Papagei, auf seiner Stange erwachte und schlaftrunken schnarrte, was ihm einst eine dankbare Patientin seines jetzigen Herrn, eine reiche Polin, mit unfäglicher Mühe beigebracht: „Bon jour, monsieur le professeur! Bien dormi?“ — — —

Es war einige Tage später in der Mittagsstunde, als es an Fräulein Wahrendorfs Stagenthür klingelte und gleich darauf Irene Müllner in das Zimmer ihrer Cousine trat. Es war das erste Mal nach einem flüchtigen, einige Minuten währenden Besuch, den die junge Dame, in Begleitung ihrer Mutter, diesen Räumen abgestattet hatte, und Edith sah darum ein wenig erstaunt auf ihren Gast, der im dunkelblauen, mit kostbarem weißem Pelz verbrämten Eiskostüm, das reizende Gesicht rosig angehaucht von der Winterluft, vor ihr stand. „Irene, Du? Wie freundlich von Dir? Hoffentlich aber



Don Jaime, der neue Präsident der Karlisten, mit seinem Vater Don Carlos und seinen Schwestern.



Durchstich eines Hauses an der Bülowstraße für die Berliner Hochbahn.

an das Fenster gekommen, wo Ediths Staffelei stand mit einem halbvollendeten Stilleben, einer bestellten Kopie nach einem Gemälde eines niederländischen Meisters. „Und hier ist Dein Künstlerwinkel? Wie poetisch!“ Sie neigte die kurzfristigen Augen dem Bilde näher. „Das ist hübsch gemacht, wirklich!“ Dann wandte sie den Kopf wieder ihrer Cousine zu: „So hübsch, daß mir dabei ein Einfall kommt, den Du wahrscheinlich etwas dreist finden wirst. Die Sache ist nämlich die: Ich verlor gestern an einen Herrn ein Bielliebeden, welches ich mit demselben in der Silvesternacht bei uns gegessen. Das wäre nun nicht so schlimm, aber leider ist dieser Herr furchtbar vermöhnt; man überschüttet ihn mit Arbeiten von zarter Hand. Rissen, Decken und dergleichen soll er zu Duzenden aufweisen können.“ [Fortf. folgt.]

führt Dich heute nichts Unangenehmes her, der Onkel ist —“ Die Angeredete unterbrach sie lachend: „Völlig gesund, wie wir anderen auch. Du gestattest, daß ich mich ein wenig jehe und mich dabei zugleich erkundige, wie Dir die Silvesterfeier bei uns bekommen.“

Fräulein Wahrendorfs errötete vor Ueberraschung und Freude. „Wie liebenswürdig von Dir, liebe Irene! Ich danke Dir, das Fest war reizend. Ich denke mit Vergnügen daran,“ fügte sie aufrichtig hinzu.

„Nicht wahr, Mama versteht dergleichen zu arrangieren. Und besonders der Rotillon mit seinen Ueberraschungen war doch himmlisch gelungen. Die drollige Figur, die Doktor Tramm unter seinem kofetten Morgenhäubchen machte, nicht wahr? Es war zwar etwas boshaft von Nelly Lüdicke, daß sie ihn aus seinem Winkel hervorzerzte, aber doch nur die gerechte Strafe für den eingefleischten Weiberfeind.“

Edith hörte ihr mit großen, enttäuschten Augen zu. Ihre Cousine mußte nicht einmal, daß sie schon lange vor dem Schlusstanz das Fest verlassen. Irene bemerkte ihr Erstaunen nicht und sprang auf. „Aber wie allerliebste es bei Dir ist, Edith, ein wahres Bijou von einem Damenzimmer!“ Sie neigte ihr Pincenez aus der, die vollendet schöne Taille engumschließenden, langschöpfigen Sammetjacke und drückte es vor die Augen. „Wie hübsch sich die Epheulaube über Deinem Schreibtisch ausnimmt, und wie geschickt Du Deine Bilder hier zu verteilen verstehst! Und hier diese entzückende alte Stuhluhr mit ihren Kokofiguren aus Meißener Porzellan! Das ist ja ein selten schönes, wertvolles Stück! Ah, und Dein Blumentisch! Ein Stückchen Frühling mitten im Winter!“ Sie war bei ihrem Herumwandern im Zimmer



Die Wache der Japaner am Löwenthor zu Peking.

## Frauenaugen trügen nicht.

Novelle von Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist ein wenig viel, meine gnädigste Gräfin.“ — „Für einen Grafen Meerburg aber nicht zu viel,“ wandte die schöne und elegante Anna Gräfin Streitsfeld ein, die die Dreißig wohl schon überschritten hatte. — Graf Meerburg ließ etwas ungeduldig die Absätze seiner Reistiefel zusammenklappen, daß die Sporen einen hellen, silbernen Klang gaben. „Sie sagen das so, weil Sie kein Hindernis gelten lassen, wenn in Ihrem schönen Kopfe irgend ein Plan spukt, dessen Ausführung Sie mit Feteureifer verfolgen. Aber zwanzigttausend Mark . . . zum Teufel! Ich müßte sie mir geradezu borgen.“

„Das verlange ich gewiß nicht von einem der rangiertesten Offiziere dieser Stadt. Aber ich weiß, daß es Ihnen nicht darauf ankommt, eine solche Summe einmal zu verwetten oder für irgend eine modische Nichtigkeit auszugeben; nun legen Sie sie ausnahmsweise einmal für ein christliches Werk an.“

„Für ein Magdalenenheim oder eine Krippe oder dergleichen.“ Es klang etwas spöttisch.

„Für die Stiftung eines Bettes im Amalien-Krankenhaus, ganz recht. Die Gebete der armen Kranken, die man in diesem Bette dereinst pflegen wird, werden Ihnen einen Platz im Paradies sichern.“

Der Graf blickte der so beharrlich Bittenden in die schönen, von innerem Feuer erleuchteten Augen. „Ach, meine gnädigste Gräfin, ich wage kaum, ans jenseitige Paradies zu denken, wenn mir ein Engel des irdischen Paradieses so scharf zuseht. Sie wissen, daß ich schwach bin und schönen Augen kaum etwas abschlagen kann; aber gerade jetzt . . . die Rennen werden nächstens beginnen, und meinen Sommerurlaub muß ich — ich bin durch Zusagen gebunden — am Nordkap verbringen . . . Da sind zwanzigttausend Mark in der That eine Summe, die ich schlecht entbehren kann.“

Die Gräfin ließ sich nicht abweisen. „Sie brauchen sie nicht sofort zu zahlen, wenn Sie nur zeichnen; die Zahlung würde erst im Herbst zu erfolgen haben. Wenn ich todt und eingebildet wäre, würde ich Ihnen einen Kuß versprechen; aber ich weiß, der Graf Meerburg, der verwöhnte Liebling der Damen, ließe sich durch solche Gunst eines alternden Mädchens nicht verlocken.“

„Das käme denn doch darauf an.“

„Pfi! keine erheuchelten Komplimente! Gleichwohl gestehe ich, zu jeder Exzentrikität wäre ich bereit, wenn ich mir dadurch die benötigte Summe gewinnen könnte. Ich würde mir z. B. Ihre Unterschrift persönlich in Ihrer Wohnung abholen.“

Wiederum schaute der Offizier forschend in das Antlitz der Dame. Er wußte, daß sie erhaben über jede Verdächtigung ihres Rufes war, daß sie aber auch den Sport ihrer christlichen Werke mit einem Feuereifer betrieb, der sie unter Umständen über die Rücksichten, die sie auf ihr Geschlecht und ihre gesellschaftliche Stellung zu nehmen hatte, unbedenklich hinwegriß. Andernteils war er durchaus nicht in sie verliebt; aber in dem Maße, den sie ihm da in Aussicht stellte, lag für ihn, den Junggesellen, doch ein gewisser magischer Reiz, und das Vertrauen, das sie ihm zu erkennen gab, schmeichelte dabei noch seiner männlichen Eitelkeit.

„Top!“ rief er plötzlich umgestimmt und übermütig aus, „wenn Sie morgen zur Dämmerstunde, sagen wir um fünf Uhr, sich in meine Wohnung, Rankestraße zweihundert, bemühen wollen, so werde ich Ihnen die erbetene Summe zeichnen. Vergessen Sie nicht, die Sammelliste mitzubringen.“ Er lachte und zeigte seine kerngesunden, weißen Zähne zwischen den fröhlich geöffneten Lippen.

Nun schaute ihn Gräfin Anna einen Moment lang forschend an; dann sagte sie ernst und entschlossen: „Ich werde kommen, denn ich vertraue Ihnen. In Voraus schon besten Dank!“

Sie standen beide auf, verließen die Nische, in der sie gesessen hatten, und mischten sich wieder unter die Gäste des Botschaftershauses.

Der erst vor kurzem zum Rat im Ministerium beförderte Dr. von Hohenstein hatte heute einen schlimmen Tag. Er hatte schon zum dritten Male einen anonymen Brief erhalten, dessen Inhalt wie ein Tropfen gärenden Giftes in sein heißes Blut gefallen war. — Vor wenigen Monaten — er war damals noch Assessor und der Bräutigam der bildhübschen Anna Büseke, der Tochter des reichen Herrn Büseke, eines der glücklichsten Grundstückspekulanten Berlins, gewesen — hatte er den ersten jener nichtswürdigen Briefe erhalten. Damals hatte man ihm nur die Worte geschrieben: „Man warnt Sie vor Anna Büseke“ — weiter nichts. Er hatte gelesen, die Achseln gezuckt, dann den Zettel zerrissen und die Papiersecken verbrannt. Reid irgend eines Wiedermannes, der sich vielleicht einmal bei Anna einen Korb geholt hatte.

Am Morgen seines Polterabend-Tages hatte er wieder eine anonyme Zuschrift erhalten; diesmal etwas vollständiger: „Man warnt Sie vor Anna Büseke, deren Leben nicht ganz einwandfrei ist.“ Zum Teufel! das war deutlich! Eine unerträgliche Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, ein geheimer Widerwille gegen Herrn

Büseke und gegen sich selbst, weil er sich von dem Vorwurfe nicht ganz frei fühlte, daß Büsekes Schätze wohl den ersten Anstoß für ihn gegeben hatten, der Idee einer Verrippung mit dem glücklichen Spekulant näher zu treten. Freilich, er entschuldigte sich auch sofort vor sich selbst: Hätte er in Anna nicht ein hübsches und liebreizendes Mädchen gefunden, das ihm eine so nahe Verbindung mit dem Hause Büseke als äußerst begehrenswert erscheinen ließ, er würde es nicht fertig bekommen haben, nur um ihrer Schätze willen um ihre Hand zu werben. Er zwang sich zur Ruhe und Ueberlegung; schließlich kam er zu dem Ergebnis, daß er die feige und niederträchtige Warnung auch diesmal zu überhören hatte; am Polterabend durfte kein Mißton den Zusammenklang der Seelen des Bräutigams und der Braut trüben; er verbrannte auch diesen Zettel und begab sich entschlossen, wenn auch innerlich nicht ganz frei, zum Polterabendballe und am nächsten Tage zu seinem Hochzeitsfeste.

Und nun, kaum ist der erste seiner Honigmonde verfloßen, wiederum eine so heimtückische Anklage! Diesmal sogar nicht mißzuverstehen und mit Nennung des Namens eines heimlich begünstigten Nebenbuhlers. „Man warnt Sie vor Ihrer Gattin, deren Leben nicht ganz einwandfrei ist; achten Sie auf den Grafen Meerburg, Rankestraße 200.“

Wie ein Faustschlag hat ihn diese Zuschrift getroffen. Er kennt den Grafen gar nicht; nur vom Hörensagen weiß er, daß der elegante Reiteroffizier sehr reich ist und daß ihn die Frauenwelt als ihren Liebling umschmeichelt.

Das Blut ist dem Lesenden zu Kopf gestiegen; noch hält er die Beschuldigung für grundlos, aber daß man sie überhaupt auszusprechen wagt, das zeigt ihm, eine wie geringe Achtung das Haus Büseke genießen muß, und mit diesem Hause ist er nur rettungslos durch die heiligsten Bande verbunden!

Seine junge Gattin darf nichts erfahren; er muß zum Argus werden, der mit alles durchdringendem Blicke unbemerkt die Schritte Annas belauert, um erst einmahl zu erfahren, ob überhaupt Anhaltspunkte für irgend welchen Verdacht vorhanden sind. Mit diesem Entschlusse ist er heute früh nach dem Ministerium gegangen; die Aktenstücke, die er in Händen gehabt hat, sind unverständlich für ihn gewesen; er hat immer nur die Worte zu lesen gewöhnt: „Graf Meerburg, Rankestraße 200.“ Wenn der namenlose Briefschreiber die Absicht gehabt hat, ihm eine das Mark ausdörrende Folter zu bereiten, so ist ihm der teuflische Plan gelungen; o, daß es doch solche Buben giebt, die nicht den Mut haben, offen und rückhaltlos ins Angesicht zu reden, sondern die den Pfeil mit der vergifteten Spitze aus dem Hinterhalte abschießen und so jede Rückfrage, jede Aufklärung und Vertheidigung unmöglich machen!

Wie er auf dem Heimwege gerade um die Ecke der Straße, in der er wohnt, biegen will, sieht er vor dem Portale seines Hauses eine Droschke vorfahren, aus der seine Gattin aussteigt. Sonderbar! Anna hat ihm nichts davon gesagt, daß sie heute während seiner Abwesenheit ausgehen wollte; auch scheint ihm plötzlich, als ob Anna in der letzten Zeit etwas nachdenklich und befangen gewesen sei. Er wartet, bis sie im Hause verschwunden ist, dann eilt er auf die Droschke zu. „Sie bekommen eine Mark Trinkgeld, Kutscher, wenn Sie mich schnell dahin fahren, wo die Dame, die eben ausstieg, eingestiegen ist.“

„Schön, mein Herr, soll besorgt werden.“

Der Herr Rat sitzt in fiebernder Erwartung im Wagen, der die Richtung nach der gefährdeten Rankestraße einschlägt. Der Wagen hält. Herr von Hohenstein steigt aus und wie er die Hausnummer 200 liest, webt sich ein schwarzer Flor vor seinen Augen. Er zahlt; der Wagen rollt davon. — Der Unglückselige befindet sich thatsächlich in der Rankestraße; aber das Haus ist ihm unbekannt, er hat es noch nie betreten.

Mit wankenden Knien nähert er sich dem Glockenzuge neben dem Fenster der Pförtnerwohnung. Er drückt auf den Knopf. Das Kellersfensterchen öffnet sich und ein weiblicher Kopf wird sichtbar. „Wohnt hier der Leutnant Graf Meerburg?“

„Sawohl, mein Herr, eine Treppe rechts.“

Hat die Pförtnerin nicht spöttisch gelächelt? Hohenstein möchte darauf schwören, daß sie es gethan hat. O Schmach und Schande! Wie ein Trunkener wankt er die Treppe empor; mit zuckender Hand drückt er auf den Klingelknopf und übergiebt dem öffnenden Diener seine Karte.

Nach einer kurzen Pause kehrt der Diener zurück: „Der Herr Graf lassen bitten.“

Hohenstein tritt in einen geschmackvoll eingerichteten Junggesellen-Salon und sah sich einem mittelgroßen, schlanken Herrn gegenüber, der einen bürgerlichen Hausanzug trägt. Gott sei Dank! denkt er unwillkürlich bei sich, ich bin um eines Hauptes Länge größer als dieser Offizier; an Körperkraft bin ich ihm zweifellos überlegen.

(Schluß folgt.)



„O schöne Zeit, o sel'ge Zeit!“ Nach dem Gemälde von W. Menzler.

## — Das Mädchen aus der Fremde. —

[Fortsetzung.]

Roman von John Strange Winter. Autorisierte Bearbeitung von S. Spiegel.

[Nachdruck verboten.]

„Was meinst Du mit Deiner Schuld?“ fragte Roger Balliant und sah sie mit weit weitgeöffneten, angstvollen Augen an. „Von was sprichst Du, meine liebe Vera, von welchem Geheimnis?“ — „Von gar keinem Geheimnis. Ich kann Dir nur eines sagen — ich kann Dich nicht heiraten.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nicht kann.“

„Aber Du liebst mich?“

„Ja, ich glaube es, ich weiß es, aber das ist ja eben mein Unglück. Du hättest es nicht über mich bringen sollen.“

„Ueber Dich bringen sollen? Vera, Du sprichst in Rätseln, ich kann Dich nicht verstehen. Ich tappe im Dunkeln herum, was bedeutet das alles? Was und wer kann Dich hindern? Du bist Deine eigene Herrin, Du hast Dein eigenes Gut, Du hast niemanden zu fragen, zu bedenken, ich auch nicht, und wir lieben uns beide. Was können wir noch mehr verlangen? Was kann irgend ein Anderer verlangen?“

„Ich kann Dich nicht heiraten. Ich hätte es wissen, ich hätte es sehen müssen. Ich habe es auch wohl gesehen — aber der Teufel hat mich verblendet — ich kann Dich nicht heiraten.“

„Aber Du liebst mich?“

„Das hat nichts damit zu thun. Ich darf Dich nicht heiraten — ich bin kein gewöhnliches Geschöpf. Wenn Du alles wüßtest — aber nein, ich kann Dich nur bitten, laß mich gehen, entferne Dich aus meinem Leben, laß mich hier in meiner Zufluchtsstätte, die ich behalten muß, in der ich leben — und sterben muß. Versuche zu vergessen, daß je ein Geschöpf, wie Vera Blount, Deinen Weg gekreuzt hat.“

„Aber warum?“ fragte er in höchstem Erstaunen.

„Warum? Ach, kannst Du meinen Worten nicht glauben?“ sagte sie in jammernenden Tönen. „Du weißt doch, daß — wenigstens verneine ich nicht, daß ich —“

„Daß Du mich liebst,“ endete er ruhig.

„Ja, daß ich Dich liebe, ich, der die Liebe nie nahen dürfte. Ich, die ich meine Liebe in beide Hände nehmen und erdroffeln mußte. Die ich lieber alles thun werde, als sie leben und erstarken lasse, damit sie mich nur noch mehr peinigt. O, wenn ich nur gesehen hätte, was kommen mußte, wenn ich es nur geahnt hätte, wenn ich nur die weltliche Erfahrung gehabt und erraten hätte, zu was diese schönen Wochen hinführen mußten, wenn ich nur erraten hätte, was das Ende von alledem sein würde!“

„Aber das Ende ist sehr einfach — wird werden uns heiraten.“

„Niemals.“

„Wir werden uns heiraten und Du wirst in Pinehold leben — das ist alles. Wer wird es wagen, Widerspruch zu erheben?“

„Ich,“ brach sie heraus, „ich werde Widerspruch erheben.“

„Aber warum?“

„Weil ich keine Wahl habe, ich kann mir nicht helfen. Oh, Du weißt, daß ich möchte, wenn ich könnte. Du weißt — Du mußt es sehen — es bricht mir das Herz, es Dir abzuschlagen — aber ich habe keine Wahl — ich bin nicht frei!“

„Du bist nicht frei?“ echote er, eifersüchtig die Worte erfassend. „Was meinst Du damit, daß Du nicht frei bist?“

Sie schaute zu ihm auf, dann wandte sie sich um und schritt auf das Fenster zu. Sie blickte in die rasch hereinbrechende Dämmerung hinaus und klopfte mit ihren kleinen Händen an die Scheiben, mit ihren kleinen Füßen auf den Boden.

„Wenn Du mich liebst, weshalb quälst Du mich so? Ich sage ja nur, daß ich nicht kann. Es sind Schwierigkeiten vorhanden — unübersteigliche Schwierigkeiten, wir kommen nicht über sie hinweg, sie stehen Deinem Glück im Weg und meinem, und Du und ich wir sind vollständig machtlos, weder Du noch ich können etwas dagegen thun. Du kannst mich verlassen und vergessen, Du kannst eine andere Frau finden, die Dich — vielleicht gerade so sehr liebt als ich, aber ich muß für immer hier bleiben — hier bleiben, bis ich sterbe — und keine Sonne wird mein Leben mehr erleuchten.“

„Aber das sind alles Rätsel, sage mir in klarem, verständlichem Deutsch, was Du eigentlich meinst. Sprich nicht von „Ich kann nicht“ und „unmöglich“. Ich sage Dir, es ist möglich. Warum mir nicht offen die Wahrheit geziehen? Wenn es etwas ist, das ich erfahren muß, sage es mir, verbirg es nicht vor mir, lasse mich nicht fortgehen und denken, die Wahrheit sei schrecklicher, als sie wirklich ist. Du bist grausam gegen mich — und doch weiß ich, daß Du es nur bist, weil Du es für richtig hältst.“

Sage mir alles, damit ich beurteilen kann, ob Du recht hast, wenn Du meine und Deine Liebe mordest!“

„Ich, ich kann es Dir nicht sagen!“

„Du mußt,“ sagte er zwischen den Zähnen. „Komm, je rascher alles gesagt ist, desto schneller ist es vorüber. Wenn Du schwerwiegende Gründe hast, mich nicht zu heiraten, so ist es mein Recht, dieselben kennen zu lernen. Sind sie das aber nicht, dann kannst Du sie mir desto leichter eingestehen. Jetzt muß ich alles erfahren und ich muß alles wissen.“

Vera ging in dem schnell dunkler werdenden Zimmer auf und ab; ihr weißes Kleid hing in schweren Falten, gleich dem umhüllenden Gewand einer Klostersnovize, um ihre zarte Gestalt und machte sie zum dominierenden Punkt des ganzen Raumes. Endlich trat sie auf ihn zu: „Roger,“ sagte sie und sein Name kam das erste Mal über ihre Lippen, „ich flehe Dich an, bei Deiner Liebe zu mir, erspare mir die Qual, zu gestehen, was zu hören, Du doch das Recht hast. Du hast mich geliebt — nein, Du liebst mich noch, ich weiß es, ich fühle es, ich wünsche es, aber habe Barmherzigkeit, zwinge mich nicht, das zu sagen, was mich in Deinen Augen herabwürdigen muß, was Dich nicht länger mit Liebe an mich denken läßt — kaum noch mit Mitleid. Ich flehe Dich an — laß mich schweigend gehen.“

„Nein, nein. Ich glaube, ein Spuk schreckt Dich, der gar keine irdische Berechtigung hat. Ich glaube, Du willst ein längst dahingeschwundenes Gespenst zwischen Dein und mein Herz bringen, das ich mit einer Handbewegung bannen kann. Bei der Liebe, mit der ich Dich liebe, bei der Liebe, die Du, wie ich weiß, für mich fühlst, bestehst Du darauf, zu wissen, was zwischen uns liegt.“

„Ich kann es Dir nicht sagen.“ Verzweiflung und Todesangst sprachen aus ihrer Stimme.

„O ja, Du kannst es, es wird nicht so schwer sein. Es wird Dir leichter werden und Du wirst fühlen, daß Du recht thatest, wenn Du mir alles gestanden hast. Was fürchtest Du, mein Lieb? Etwas, das mich betrüben, das meine Liebe zu Dir vermindern könnte? Wenn dem so ist, wenn Du fühlst, daß Du „Nein“ zu meinen Bitten sagen mußt, daß Du mein Herz unwiederruflich und unwiederbringlich brechen mußt, dann ist es Deine einfache, klare Pflicht, mir dies zu sagen, was mich Dich vergessen läßt, was mir helfen kann, die Wunde zu heilen, die Du mir unwissentlich geschlagen hast. Vera, ich sage Dir, es ist mein Recht, alles zu wissen — es ist mehr, es kann meine Rettung werden.“

Aber noch immer hatte Vera Blount keine Antwort für ihn. Sie stand halb abgewendet, ihr goldenes Haar glänzte matt durch die Dämmerung, die Hand, die er in der seinen hielt, zitterte und war noch immer kalt wie Eis. „Ich kann es Dir nicht sagen,“ flüsterte sie endlich qualvoll.

„Vera, mein Liebling — Du einzige Liebe meines Lebens — ich muß Dir etwas sagen, ich muß Dich etwas fragen, was eine Beleidigung für Dich enthält — ich weiß es — ich gebe es zu — aber ich muß die Wahrheit wissen. Sage mir, giebt es einen anderen vor mir? Ist es etwas Vergangenes, daß die Welt Dir zum Vorwurf machen könnte und was Du als unwiederrufliche Scheidewand zwischen uns stellen mußt?“

Und als Antwort fiel Vera zu seinen Füßen nieder. „O Roger, Roger, wenn es das nur wäre!“

\* \* \*

Als Roger Balliant die Frau, die er liebte, wie eine zusammengeworfene Masse von weißem Stoff und goldenen Sternen, zu seinen Füßen liegen sah und ihren entsetzlich wehklagenden Schrei hörte, beugte er sich nieder und hob sie mit kräftigen Armen auf. „Liebste, Liebste, es giebt nichts auf der Welt, das Dich zwingen könnte, Dich mir zu Füßen zu werfen. Komm, Dein Geheimnis ist kein solches, was in Verbindung mit Dir das Schrecklichste für mich wäre. Verstehe mich recht,“ fügte er hinzu, nachdem er sie zum Sofa geleitet und zärtlich die Arme um sie geschlungen hatte, „verstehe mich recht. Selbst wenn Du „Ja“ gesagt hättest, so würde das doch nichts geändert haben. Eine Liebe, wie die meine, rechtet nicht, eine Liebe, wie die meine, erwartet nicht alles, um nicht zurückzugeben. Komm, erleichtere Dein Herz und sage mir, was Dich bedrückt. Es giebt ja nichts, was uns trennen könnte.“

„O doch, o doch, wenn Du alles erfährst, wenn Du wüßtest, was ich — was ich bin. Roger, Roger, ich weiß nicht, wie ich es Dir sagen, wie ich es Dir erzählen soll. Ich kann es Dir nicht erklären, ich kann es mir selbst nicht klar machen, wie vollständig unmöglich es ist, daß wir uns gegenseitig noch etwas sein könnten. Aber Du sprichst wahr, es ist Dein Recht, alles zu

erfahren, es ist meine Pflicht, Dir alles zu gestehen — und wenn es geschehen ist, dann wirst Du dieses Haus verlassen und nichts als Mitleid mehr für mich empfinden. Du wirst mich nie mehr lieben — nie mehr.“

„Das glaube ich kaum,“ erwiderte er vertrauensvoll.

„Du sagst das nur, weil Du nichts weißt, weil Du nichts verstehst. Aber wenn ich mich Dir entdeckt habe! — O Himmel, gib mir Kraft, daß ich Dir enthülle, wer und was ich bin. Als Du mich fragtest — ob ein anderer — ach, wenn Du wüßtest, wenn Du nur verstehen könntest, wie leicht mir ein solches Bekenntnis geworden wäre, wie einfach alles das ist, im Vergleich zu der entsetzlichen Wahrheit! Aber es hat keinen Zweck, diese Qual zu verlängern — ich will sie beenden und Dir alles sagen. Ich muß bis zum Anfang zurückgreifen, es ist eine lange Geschichte, aber sie wird rasch genug erzählt sein und Dich von Deiner Liebe heilen.“

„Erzähle,“ sagte er tapfer.

„Ich muß zum Anfang zurückgreifen,“ wiederholte sie und richtete sich auf, damit sie seines Beistandes nicht bedürfe, zurück zu der Zeit, wo ich ein kleines Kind war und bei fremden Leuten lebte — ich weiß nicht ganz genau, bei wem. Mein Vater starb, ehe ich mich seiner erinnern konnte, von meiner Mutter habe ich nur eine dunkle Vorstellung, so dunkel, daß ich mir weder ihre Züge, noch ihre Gesichtsfarbe, noch irgend etwas ins Gedächtnis zurückrufen kann. Jedenfalls starb sie, als ich ein Kind von fünf oder sechs Jahren war. Dann wurde ich in die Schule nach Paris geschickt. Ich war so klein, Jahre jünger als die anderen Mädchen. Manchmal, in langen Zwischenräumen, kam mein Onkel, der dies Haus gebaut hat und dem diese Besitzung gehörte, und sah sich nach mir um. Er schien mich nicht sonderlich zu lieben und ich sehnte mich nicht nach seinen Besuchen — höchstens zu Zeiten, wenn ich etwas mehr Taschengeld haben wollte oder einige Geschenke, nach denen ich, seit seiner letzten Abreise, Gefallen trug. Er war sehr gütig gegen mich, aber es beunruhigte mein junges Gemüt, daß er so voller Mitleid war, daß er mich immer „armes Kind, armes kleines Mädchen, meine arme kleine Vera,“ nannte. Und er sagte dies in solch schmerzlichen Ton, daß meine Brust anschwell und mein Hals mir wie zugeknüpft war. In meinem zehnten Jahre starb Onkel Benard; die Schulvorsteherin sagte mir, daß ich ihn nie mehr sehen würde. Eine Zeitlang trug ich schwarze Kleider und erhielt mein Taschengeld von meinem Vormund. Bei ihm verbrachte ich auch meine Ferien, manchmal in London, manchmal wo anders. Als ich siebzehn Jahre alt geworden war, kam ich für immer zurück und wohnte bei ihm, in seinem Haus. Ich hatte es gut bei ihm, so gut, als es ein junges Mädchen bei einem alten Junggesellen haben kann, der sich nicht viel aus Geselligkeit macht. Ich ging in Theater und Konzerte, einige alte Damen und junge Mädchen besuchten mich, ich ward zu feierlichen Theegesellschaften eingeladen und verbrachte im ganzen einen recht lebhaften Winter. So kam mein achtzehnter Geburtstag heran, der Tag, an dem ich, nach meines Onkels Testament, volljährig und die absolute Herrin seines ganzen Vermögens werden sollte,

der Tag, der mich selbst aus der milden Sklaverei, die mir der Vormund auferlegt hatte, befreite. Es war ein wundervoller Tag, ich werde ihn nie vergessen! Vergessen! O, er ist in mein Herz gebrannt! Ich stand an dem Morgen als frohes, lustiges, leichtherziges Mädchen auf, ich ging in jener Nacht zu Bett als eine Frau, der eine Ewigkeit voll Elend bevorsteht, als eine Frau, der es plötzlich zum Bewußtsein geworden ist, daß ein scharfes Schwert nur an eines Haares Spitze über ihrem Haupte schwebt. Vergessen, wenn ich es nur könnte, daß je ein solcher Tag heraufgedämmert kam! Wenn ich nur wüßte, daß ich nicht lebte, wenn ich nur nie geboren worden wäre! Ich weiß nicht, wie ich Dir den Schluß erzählen soll!“

Roger war verwirrt als je. Er ahnte, daß ihm eine schreckliche Eröffnung bevorstehe, was sie aber enthalten könne, von welcher Beschaffenheit sie sein würde, davon hatte er nicht die geringste Ahnung. Doch zog er sie näher an sich heran und flüsterte ihr zu, je rascher es gesagt sei, desto besser, desto schneller befreie sie ihr Herz von der jetzt darauf lastenden Bürde. Fast noch ehe er geendet, sprang sie auf und eilte an das Fenster. Ihr scharfes Ohr hatte sich nähernde Fußtritte vernommen und in der nächsten Minute trat Freda mit der brennenden Lampe ins Zimmer.

„Ja, Freda, ich wollte gerade nach Licht klingeln,“ sagte sie und versuchte, in ihrem gewöhnlichen Ton zu sprechen, „schließten Sie die Fenster und ziehen Sie die Vorhänge zu. Es wird schon ganz kühl für diese Jahreszeit, finden Sie es nicht auch, Mr. Balliant?“

„Ja, es ist frisch heute abend. Wir bekommen die kalte Luft von der See her, Sie sowohl als ich.“

Sie wechselten einige unbedeutende Redensarten, so lange das Mädchen im Zimmer war; als sie das Gemach verlassen hatte, ging Roger auf Vera zu und zog sie auf das Sofa zurück.

„Komm, mein Lieb, bringe diese elende Geschichte zu Ende und laß mich das Schlimmste hören.“

„Ich bekam an jenem Morgen viele Geschenke,“ fuhr sie mit großer Anstrengung fort, „mein Vormund gab mir ein brillantbesetztes Armband, die Dienerschaft brachte mir nette Kleinigkeiten, fast alle meine Mitschülerinnen hatten daran gedacht, daß ich an diesem Tage majorenn wurde, und viele Freunde, die ich mir während des Winters erworben hatte, schickten mir ihre Glückwünsche. Ich war so glücklich, ach, so glücklich. Als das Frühstück vorüber war, erhob sich mein Vormund und bat mich, beinahe stotternd, ihm in die Bibliothek zu folgen, er habe mir etwas wichtiges zu sagen. Er hielt mir einen langen Vortrag über Ländereien, Dividenden und Aktien, was alles griechisch für mich war, teilte mir mit, wieviel Geld ich im Jahre gebrauchen dürfe und stellte mir seinen Rat zur Verfügung. Dann fuhr er fort: „Ich habe Dir noch etwas zu sagen; ich habe einen Brief in meinem Besitz, den Dein Onkel vor mehr als acht Jahren geschrieben hat. Ich weiß nicht, was er enthält, aber ich kann es mir denken. Aus allem, was er mir darüber mitteilte, muß ich annehmen, daß er von großer Wichtigkeit ist und sorgfältig erwogen werden muß.“

[Fortsetzung folgt.]

## Allerlei.

**Die Schatzkammern der Könige.** In zwei Zimmerchen des Schlosses Windsor ist Gold- und Silbergeschirr aufgestapelt, das allein zwei Millionen Pfund Sterling wert ist. Ein einziges goldenes Dinner-service für 150 Gäste wird auf 16 Millionen Mark geschätzt, ein goldener Pfau, dessen Körper von hunderten kostbarer Edelsteine strahlt, ist 800 000 Mark wert, ein goldener Tigerkopf mit Augen und Zähnen aus Krystall und einer Zunge aus Goldbarren, ungeheure Schüsseln, Tischen, Plätschen und Schilde aus purem Golde, Rosenwasser-springbrunnen, Taufbecken, ungeheure Weintücher und Pinschbollen, wunderbar ziselirte Becher, von denen jeder allein ein kleines Vermögen repräsentiert, alles dies ist in verschwendlicher Fülle vorhanden. Das Porzellan, das die Königin Viktoria besaß, wird auf sechs Millionen Mark geschätzt, und ein einziges Dessertservice aus Sèvres repräsentiert das Einkommen eines Kabinettsministers für alle Zeiten. Die Juwelen in der Königskrone sind fünf Millionen Mark wert. Aber allein zwei Gegenstände aus dem unzähligen Inhalt der Schatzkammern des Schahs wiegen alle diese Schätze auf. Der eine ist ein goldner Globus, auf dem alle Länder der Erde mit Edelsteinmosaik aus Diamanten, Rubinen, Saphiren, Smaragden und anderen seltenen Steinen bezeichnet sind, während um das Fußgestell des Globus ungeheure Goldmünzen aufgehäuft sind, deren jede 550 Mark wert ist. Dieser wunderbare Globus wird auf 20 Millionen Mark geschätzt. Daneben steht ein Glaskasten, der zwei Fuß lang und anderthalb Fuß breit und hoch ist; er ist zu zwei Dritteln mit den seltensten Perlen gefüllt, die seit Jahrhunderten mit größter Sorgfalt gesammelt wurden. Dies sind zwei Gegenstände aus der kostbarsten Schatzkammer, die die Welt je gesehen hat und deren Gesamtwert Niemand kennt. Der Schah besitzt unter anderem auch zahlreiche Goldgefäße, die mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren gefüllt sind, deren größte Reinheit fast ohne Gleichen auf der Welt sind, ferner mit Juwelen besetzte Schwerter, Wappenschilder mit Kronen. — Auch der Kaiser von Rußland besitzt außerordentliche Schätze.

Alein seine Krone und die seiner Gemahlin sollen sechzig Millionen wert sein und unter den Schätzen des Kreml sind seltene Juwelen, von denen jedes eine Geschichte hat und die schwersten Gold- und Silbergefäße. Der Wert der Schätze des Kreml ist so groß, daß man die britischen Staatseinkünfte eines Jahres nehmen müßte, um sie zu bezahlen, wenn sie überhaupt käuflich wären. Ebenso hat der Sultan sehr viele kostbare Diamanten, Schüsseln aus reinem Golde mit Perlen und Edelsteinen und schweres Goldgeschirr. — Aber auch viele indische Rajahs zählen ihre Schätze, die seit Jahrhunderten auf sie überkommen sind, nach Millionen. Vielleicht der Reichste ist der Gankwar von Baroda, dessen Edelsteine allein auf 60 Millionen geschätzt werden. Unter anderen Schätzen besitzt er einen Teppich aus Kunstvoll zusammengestellten Perlen und Diamanten, der 6 Millionen Mark wert ist.

**Eine verlorene Krone.** Von den englischen Reichskleinodien, die an ihrem Aufbewahrungsorte, dem Tower von London, nur unter Anwendung ganz besonderer Vorsichtsmaßregeln der Besichtigung zugänglich sind, ist die mit 2500 Diamanten, den wertvollsten Perlen, Saphiren, Smaragden und Rubinen besetzte Krone — der schönsten unter den Rubinen wurde Edward, dem schwarzen Prinzen, vom König Pedro von Kastilien zum Geschenk gemacht — von mindestens vier ihrer gefalsten Träger verpfändet gewesen. Das „Geschäft“ fand unter der Regierung Heinrichs III., Edwards III., des Bekenners, und Richards II., wie auch unter derjenigen Heinrichs V. statt. Das eine Mal war das Symbol der königlichen Macht flandrischen Kaufherren in Lombard gegeben; bei späteren Geldverlegenheiten schossen die Aldermen der City hohe Summen darauf vor, und sogar ein Kirchenfürst, der Bischof von Winchester, ließ Edward dem Bekennern gegen Verpfändung seiner Krone 13 500 Mtlr. (270 000 Mark) aus den reichen Einkünften seiner Klöster her. Von den nachfolgenden Regenten hat der leichtlebige Karl II., der verschwenderischste unter den Stuarts, wiederholt den vergeblichen Versuch gemacht, das Eigentum des Staates, die englische Königskrone, zur Tilgung seiner persönlichen Schulden zu veräußern.

※ Gemeinnütziges. ※

Bei jungen Kücken, besonders der weißen Hornerrasse, zeigt sich nicht selten ein Anschwellen und Wundwerden der Füße und Beine, so daß die Hautschuppen sich von einander losstrennen und Schmutz eindringen lassen. Das Uebel besteht in einer Entzündung der Adern, die von den Gelehrten mit dem Namen Phlebitis bezeichnet wird. Es kann allerdings durch verschiedene Ursachen, wie durch Unfälle bei dem Brutz ozeß, durch Erkältung und dumpfige Luft, sowie durch ungeeignete Ernährung (besonders durch verdorbenes Fleischfutter) herbe geführt oder schließlich auch ererbt sein. Den kranken Kücken muß man einen trockenen, etwas dunkel gehaltenen Verchlag mit einer Lagerstätte von reinem trockenem Stroh anweisen und ihnen Ruhe gönnen. Nur zum Füttern führe man sie hinaus und zwar womöglich in die Sonne, und reiche ihnen leicht verdauliche Nahrung, namentlich reichliches Grünfutter, vorzugsweise Battich. Zum Einreiben empfiehlt sich eine Lösung von Kajaput-Öel in Alkohol. Die Beine sind mit baumwollenen Bändern zu umwickeln. In das Trinkwasser der kranken Kücken gieße man einige Tropfen Hamamelisinktur.

**Die Krümme oder Stallkrümme bei Schafen.** Wenn Schafe viel auf nassen Feldern, lehmigen schmutzigen Straßen oder auf Stoppelfeldern gehen müssen, dann erkranken sie leicht an einer Entzündung der Klauenkrone und der Zwischenklauenhaut. Ebenso stellt sich dieses Leiden ein, wenn die Schafe viel in nasser, schmutziger Streu stehen müssen und nur ganz selten auf die Weide kommen. Die Krankheit trifft man deshalb am häufigsten bei Schafen im Spätherbst und im Winter. Sie kann sich aber auch in nassen Sommern einstellen. An einem ähnlichen Leiden erkranken die Tiere auch, wenn man ihnen viel Kartoffelschlempe und wenig Raubfutter verabreicht. Bei den Schafen, die an der Krümme erkrankt sind, stehen die Klauen weit auseinander. Zwischen den Klauen bemerkt man nicht selten schmerzhaftes Geschwür, wie bei der Klauenseuche. An der Krone trennt sich das Horn von den Fleischteilen und zwischen der Hornwand und der Fleischwand entstehen Hohlräume, die mit einer eitrigen oder jauchigen Masse angefüllt sind. Die erkrankten Schafe hinten immer sehr berräutlich und sie bleiben weit hinter der Herde zurück. Im Anfange ist die Krümme nicht schwer zu heilen. Vor allem muß man die losgelösten Teile an den Klauen entfernen und die Geschwüre freilegen. Ist dieses geschehen, dann wasche man die Geschwüre mit einer Lösung, bestehend aus einem Kaffeelöffel voll Creolin und einem Liter heißen Wasser. Außerdem bepinsle man die Geschwüre mit Holztee. Bei Stallhaltung sorge man für eine gute, reine Streu. Am besten ist es, wenn man die Schafe auf eine trockene Bergweide bringen kann. Auf nasse Weiden, schmutzige Straßen oder Stoppelfelder lasse man die kranken Schafe nicht gehen, da Rässe, Schmutz und die scharfen abgeschnittenen Halme der Stoppelfelder die Geschwüre fortwährend reizen und das Leiden verschlimmern und bössartig machen.

**Einen ausgezeichneten Kitt,** um Risse in Gummireifen zu verschmieren, stellt man folgenderweise her: 4 Teile Hausenblase, 10 Teile Guttapercha und 16 Teile Kautschuk läßt man in 70 Teilen Schwefelkohlenstoff aufquellen. Diese Masse wird dann in die schön gereinigten Risse des Reifens eingerüllt, und dieser durch Umschnüren mit Bindfäden fest zusammendrückt.

※ Wadtsich. ※

1. Pfingst-Räffel prung.

zen	neut	zum	er	herz	welt	pran	gär	so	hat
tho	chen	das	er	met	die	wird	die	pfingst	ten
o	krän	und	li	de	get	die	mun	herrn	froh
glän	re	al	strö	ge	duf	wie	die	und	maie
und	pfing	lieb	ten	les	welt	zeit	und	und	bes
hin	zen	leib	li	ge	wehn	ein	im	schmüt	fel
sten	men	men	der	und	fest	stehn	te	odem	der
wie	auf	se	le	pfingst	und	kleid	das	der	fer
blu	du	auf	die	tage	des	luf	pracht	blid	ber
und	die	hens	che	haus	und	ist	und	das	in
fröh	mit	grü	träumt	be	schmückt	ten	li	de	so
auen	ber	li	sich	nen	che	schwer	weit	blü	fest

2. Rechenaufgabe.

Im Scherz sagte jemand von einem älteren Ehepaar, daß es zusammen wohl schon 180 Jahre alt wäre. Der Mann antwortete: „Nun, so alt sind wir doch nicht; aber als wir im Jahre 1887 an einem Tage unseren Geburtstag feierten, war die Summe unserer Lebensjahre genau fünfmal so groß als die Zahl, welche man er.ält, wenn man die acht Ziffern, mit welchen unsere Geburtsjahre geschrieben werden, zusammenzählt. In welchem Jahre ist jeder von uns geboren, wenn meine Frau vier Jahre jünger ist als ich?“

3. Räffel.

Haft Du den e der Arbeit noch gethan,  
Dann gönne Dir recht lange a; allem  
Dem Werkzeug nicht — leicht setzt sich o daran.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Fieber darfuß als in geborgten Schuhen.
2. Jordan, Duern, Sektör, Acheron, Nehrung, Nomaden, Adonis, Sudan, Enzio, Bergen, Udine, Stahr. — Johanna Sebus.
3. Spiegel.

※ Lustiges. ※

Praktische Erziehung.

Wess' das Herz voll ist — 2c.

Schwiegermutter: „Denken Sie sich, lieber Sohn, die große Wanduhr, welche dort hing, ist vorhin genau auf die Stelle gefallen, wo ich ein paar Minuten vorher gestanden hatte!“

Schwiegersohn (zerstreut): „Ja, ja — der alte Mapperkasten hinkt immer ein paar Minuten nach!“

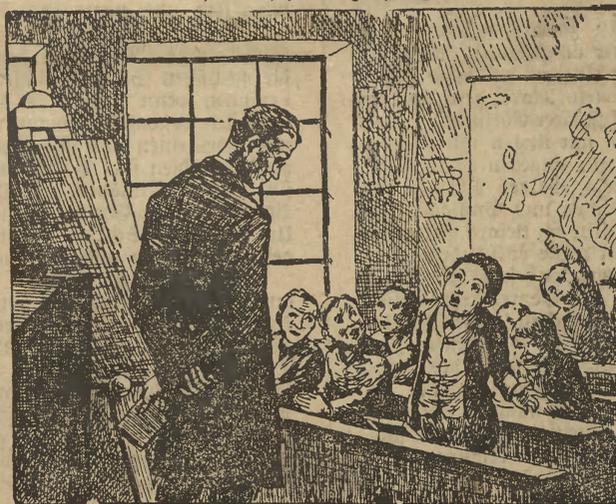
Schlagfertig.

Fräulein: „Ich habe gehört, junger Mann, Sie dichten. Ist denn von Ihren Sachen schon mal was gedruckt worden?“

Herr: „Ich habe gehört, liebes Fräulein, daß Sie hin und wieder im Hause Ihrer Mutter kochen. Ist denn von Ihren Sachen schon mal was gegessen worden?“

Eine bewährte Kraft.

Kaufmann (zum Reisenden): „Ihnen ist es gelungen, von mir nicht hinausgeworfen zu werden; unter welchen Bedingungen kann man Sie engagieren?“



Lehrer: „Ei Sepp, Du nimmst den anderen Kindern das Frühstücksbrot weg? Gibst Dir Deine Mutter keine?“

Sepp: „Ne.“

Lehrer: „Weshalb nicht?“

Sepp: „De Mlodder sagt, id bin all groß genug, daß ich andre Jungen ihr Brot wegnehmen kann.“

Deplaciert.

In einer Gesellschaft kommt das Gespräch auf die Klassiker und eine anwesende Berlinerin, der man die gewesene Köchin auf zwanzig Schritt Entfernung annehme, geriert sich als große Goethe-Enthusiastin. „Ach Gott, der jöttliche Jöthe,“ haucht sie ein über das andere Mal.

„Nennen Sie denn Goethe?“ fragt eine sich über das Gebahren der verfloffenen Köchin ärgernde alte Jungfer.

„Manu? Wer sollte Jöthen nicht kennen! Festgemauert in der Erden!“ erwiderte mit Pathos die Gefragte.

Regrologie.

Klein Eschen: „Sage mal, Mama, schlafen Mohre auch in weißen Betten?“

Der Botaniker.

Professor: „Sagen Sie, Fräulein Emma, wie können Sie an den Blumen nur Freude haben, wenn Sie den lateinischen Namen nicht wissen!“